

# Weniger ist mehr

Einst war klar, was eine Familie ist – und wie man für sie baut. Die Vielfalt an Familienformen stellt Architekten heute vor neue Herausforderungen. **Von Marius Leutenegger**

**E**in Blick in eine alte Genossenschaftswohnung aus der Mitte des letzten Jahrhunderts zeigt die damals vorherrschenden Familienstrukturen. Einer Familie genügte seinerzeit drei Räume: Eltern-, Kinder- und Wohnzimmer. Hinzu kamen das Bad und die in der Regel winzige Küche.

Alles war sauber getrennt: dort der Bereich der Eltern, da jener der Kinder. Der beschränkte Platz verlangte eiserne Disziplin hinsichtlich Ordnung und wirkte sich auch auf den Umgang mit dem Nachwuchs aus. «Beengte Wohnverhältnisse gehen mit einem eher restriktiven Erziehungsstil einher», sagt die Architekturspsychologin Antje Flade. Denn im engen Haus hören die Nachbarn mit, die Ausweichmöglichkeiten bleiben limitiert – da sind strikte Regeln unerlässlich.

«Als diese typischen Familienwohnungen gebaut wurden, entstand auch der klassische Spiessler», sagt der Zürcher Architekt Dietrich Schwarz, der auf sozial nachhaltigen Städtebau spezialisiert ist. «Die Leute zogen vom Land in die Stadt, die Grossfamilie zerfiel – und die Kleinfamilie wurde das Ein und Alles.» Wohnraum wurde fast ausschliesslich für die protoypische Kleinfamilie errichtet.

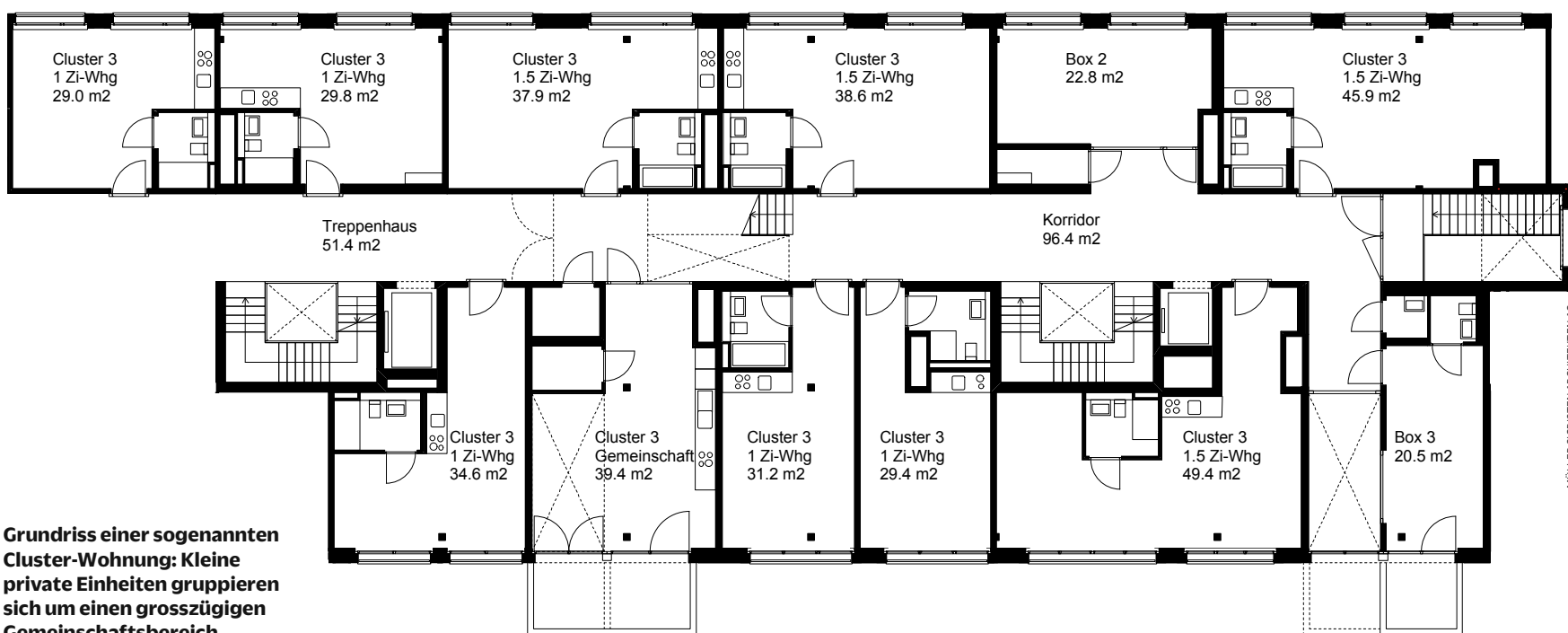
Ernst Göhner zum Beispiel richtete seine berühmt-berüchtigten Plattenbausiedlungen, die er in den 1960er und 1970er Jahren in den Agglomerationen hochzog, exakt auf diese Zielgruppe aus – und konnte dabei, weil diese Familie stark normiert war, ganz auf Normierung setzen. Es gab Familienwohnungen mit dreieinhalb oder mit viereinhalb Zimmern, je nach Anzahl Kinder, mehr brauchte es nicht.

«Das hat sich aber fundamental geändert», sagt der Schwarz. «Baut man heute eine Siedlung, weiss man: Familien sind in der Minderheit.» In der Stadt Zürich zum Beispiel machen Familien gerade einmal ein Viertel aller Haushalte aus. Gebaut wird daher heute eher für Einzelpersonen; Mikrowohnungen gelten als Modell für die Zukunft.

## Familie? Welche Familie?

Kommt hinzu, dass die Minderheit der Familien erst noch stark fragmentiert wurde. «Will man für Familien bauen, stellt sich sofort die Frage: Was ist gemeint?», so Dietrich Schwarz. Heute gibt es Patchworkfamilien mit mehreren Generationen von Kindern, Wohngemeinschaften von Alleinerziehenden, Kleinstfamilien aus Mutter und Kind, Familien mit zwei arbeitenden Eltern und so weiter. Für Dietrich Schwarz ist daher klar: «Darauf müssen wir mit mehr Variabilität reagieren!» Ein Wohngebäude müsse heute einer Vielfalt von Lebensmodellen und Ansprüchen entsprechen.

Deshalb plädiert der Architekt unter anderem für neue Strukturen mit Begegnungsräumen. «Man muss nicht miteinander die Stube teilen, aber innerhalb einer Struktur müssen sich Netzwerke bilden können, welche die Grossfamilie ein Stück weit kompensieren. Wir sollten mit baulichen Massnahmen dazu beitragen, dass der Einzelne durch die Gruppe entlastet wird.» Tatsächlich führt die gesellschaftliche Entwicklung zu neuen



Grundriss einer sogenannten Cluster-Wohnung: Kleine private Einheiten gruppieren sich um einen grosszügigen Gemeinschaftsbereich.



**Jede Familie hat als Rückzugsmöglichkeit eigene Schlafräume. Das Wohnzimmer und die Küche werden dagegen geteilt.**

Bedürfnissen und Herausforderungen. Ältere Menschen vereinsamen in den von den Kindern verlassenen einstigen Familienwohnungen – und die Kinderbetreuung ist heute ein viel grösseres Thema als zu Göhners Zeiten, in denen allein die Väter den Lohn hereinholten und die Mütter meistens daheim blieben.

Wie die neue familientaugliche Variabilität beim Wohnen aussehen könnte, macht zum Beispiel die Wohnüberbauung Kraftwerk 2 an der Regensdorferstrasse in Zürich vor. Sie bietet neben konventionellen Wohnungen und zwei Wohngemeinschaften auch zwei «Cluster». Dabei handelt es sich um eine Handvoll kleiner Wohnungen, die über maximal drei individuelle Zimmer und einfache Infrastrukturen verfügen – und die eine grosszügige Gemeinschaftsfläche mit grosser Küche und Bad umrahmen (siehe Grundriss oben).

In einer solchen Struktur kann man sich zurückziehen oder am Gemeinschaftsleben teilnehmen; sie bietet sich für ganz verschiedene Einzelpersonen

oder Familien mit unterschiedlichen Bedürfnissen an. Es gibt inzwischen viele stark beachtete Projekte, die sich mit dem Kraftwerk vergleichen lassen. Etwa die Überbauung «Mehr als Wohnen» in Zürich, «Gesewo» in Winterthur – oder die Genossenschaft Kalkbreite in Zürich. Die «Kalki» wurde 2014 über einem Tramdepot eröffnet. Sie ist auch ein gebautes gesellschaftliches Experiment, eine Art Dörfli im städtischen Umfeld: Im riesigen Innenhof spielen Kinder, Erwachsene sitzen schwatzend zusammen, eine Gärtnerin harkt Blätter – die Stadt kann draussen bleiben.

Stefan Salzmann wohnt mit seiner Frau und dem zweijährigen Sohn seit der Eröffnung in der «Kalki»; ein weiteres Kind ist unterwegs. «Ich lebe immer in Wohngemeinschaften», sagt der Geograf, Nachhaltigkeitsexperte und Mitarbeiter des Hilfswerks Fastenopfer. «Das passt mir einfach. Deshalb suchte ich nach der Studenten- die Familien-WG.» Diese hat in der Genossenschaft drei Wohnungen zusammengelegt; bei Bedarf lassen sich die Wohnungen wieder zurückbauen, dafür wurde bereits Geld zur Seite gelegt.

Jede Familie verfügt jetzt über eigene Schlafräume, in die sie sich ungestört zurückziehen kann; das Wohnzimmer und die Küche werden dagegen geteilt. In der riesigen, 340 m² grossen 12-Zimmer-Wohnung wohnt man sich jetzt, vor dem Tageshöhepunkt, dem gemeinsamen Nachessen in grosser Runde, ein wenig wie in einem Ferienlager – kleine Kinder wuseln herum und fühlen sich sichtlich wohl mit den vielen Gspänli, es wird gemeinschaftlich gekocht und jeder Eintretende herzlichst begrüsst.

Insgesamt lebt etwa ein Dutzend Menschen in der Grosswohnung, das ändert sich immer wieder einmal. Die Bewohnenden bestimmen gemeinsam an monatlichen Sitzungen, wer einziehen kann, wie Kosten aufgeteilt und welche Investitionen getätigt werden. Bei aller Nähe redet man einander aber nicht ins Familienleben drein. «Ich käme nicht auf die Idee, auf die Erziehung anderer

Kinder Einfluss zu nehmen», sagt Salzmann. Das ist vermutlich auch nicht gross nötig, denn eine solche Konstellation zieht wohl Menschen mit ähnlichen Wertvorstellungen an.

«Das passt mir hier auch vom ideologischen Hintergrund her», bestätigt Salzmann. «Wir verbrauchen viel weniger Platz und Ressourcen.» Gut 30 m² Wohnfläche entfallen in der Kalki auf einen Bewohner – deutlich weniger als der durchschnittliche Flächenbedarf in der Schweiz von gegenwärtig 45 m².

## Zukunftsfähiges Modell

Aber natürlich ist das Zusammenwohnen mit anderen Familien nicht jedermanns Sache. Wer so leben will wie Salzmann, muss tolerant und gesellig sein – und Kompromisse eingehen können. «Aber es gibt bei uns auch andere Wohnformen», sagt er. Die «Kalki» bietet etwa Familien-WG mit anderen Organisationsformen und ganz gewöhnliche Familienwohnungen für Eltern mit zwei Kindern. Allen Einwohnern ist aber gemein, dass sie viel Infrastruktur miteinander teilen.

In der Überbauung gibt es eine Sauna, eine Werkstatt, eine Bibliothek, ein Nähatelier, einen Yoga-Raum und eine Cafeteria für alle. Zudem können neun Einzelzimmer befristet hinzugemietet werden, die «Wohn-Joker» – etwa für einen Jugendlichen, der etwas mehr Freiheit will, oder wenn ein Elternteil betreut werden muss. «Solche zusätzlichen Angebote sprechen wohl alle an», sagt Salzmann. Deshalb ist für ihn das Konzept «total zukunftsfähig».

«Ich habe noch nie so ökologisch und zugleich so luxuriös gelebt. Die «Kalki» zeigt, dass man viel haben kann, ohne viel zu verbrauchen, wenn man Räume gemeinsam nutzt. Das können andere von uns abschauen!» Flexibel, auf individuelle Bedürfnisse zugeschnitten und mit geteilter Infrastruktur: Der neue, faszinierende Prototyp der Familienwohnung hat sich weit vom Göhner-Standard entfernt. Etwa so sehr, wie sich seither auch die Gesellschaft verändert hat.



Eine Art Dörfli im städtischen Umfeld: Im Innenhof der «Kalki».



Universität  
Zürich UZH

CUREM  
Center for Urban &  
Real Estate Management

## From Capital to Cash

Wir schlagen vor, die Risiken der Cash- und Capital>Returns von Immobilienanlagen unterschiedlich zu behandeln.

Es sprechen:

Dr. Stefan Beiner, Pensionskasse PUBLICA, Michael Christen, Zurich Insurance Group,  
Dr. Claudia Emele, ORTEC Finance, Prof. Dr. Thorsten Hens, Universität Zürich,  
Prof. Dr. Peter Leibfried, Universität St. Gallen, Andreas Loepfe, Universität Zürich, André Tapernoux, Mercer

CUREMhorizonte  
4. Mai 2017, 17.30 Uhr  
Aula Universität Zürich

Jetzt kostenlos anmelden:  
[www.curem.uzh.ch](http://www.curem.uzh.ch)